

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 277.

Samstag, 27. November

1926.

### Auf dem Eulenhof.

(17. Fortsetzung.)

Roman von Richard Wenx.

(Nachdruck verboten.)

Doch schon am selben Abend erfuhr sie durch Kathrin, daß Jakob nicht mehr auf dem Hof bleiben wolle, und als sie ihn selber darum gefragt hatte, da wußte sie, daß er mit seinem Vorsatz auch ernst machen werde.

Ein bittendes Wort vom Eulenhöfer hätte ihn zwar sicher gehalten; aber das blieb ungesprochen, und Jakob wußte deutlich, daß der Alte, wenn auch schweren Herzens, doch lieber auf ihn verzichtete, als daß er böses Blut in Heinrichs Hitzkopf setzte. Von dem aber, was in den letzten Wochen wieder heimlich aufgewacht und gewachsen war, ahnte der Vater ja nichts.

Jener Brief, den Jakob am Tage nach dem Johannismarkt an Elije geschrieben hatte, war auch in seinem Unausgesprochenen von ihr wohl verstanden worden. Alte liebe Erinnerungen tauchten in ihr auf, wie sie ihm vor Jahr und Tag nach Ehrenbreitstein geschrieben hatte und wie dann die Weihnacht ihres ersten seligen Brüder geskommen war.

Sollte es ihr wirklich gelungen sein, das Flüchtige noch einmal zurückzurufen? Sollte auch jetzt wieder ein herzliches, schämiges Wort die Brücke zwischen ihnen gelegt haben?

Zwar stand auch wieder sogleich der Gedanke an den Widerstand des Vaters in ihr auf. Sie dachte mit Schmerz und Scham daran, wie er damals die Liebe grausam aus ihrem Herzen riß, wie er sie vor die schwere Wahl stellte, Jakob zu meiden oder ihn wieder seiner Heimatlosigkeit zu überantworten. Aber das wäre heute doch alles anders geworden, redete sie sich ein. Es wäre doch etwas so Furchtbartes auf dem Eulenhof geschehen, daß der Vater auf seiner Weigerung gar nicht mehr beharren könne; er sei doch so tief in ihre Schuld geraten, daß er ihr den Geliebten jetzt nicht mehr verüben dürfe, er müsse doch den Wunsch haben, etwas gutzumachen an ihr, etwas zu sühnen, das ihn schwer verlädt.

Und in diesen Gedanken hatte sie Jakob mit gleicher Herzlichkeit zurückgeschrieben. Kein Geständnis war es gewesen; aber er hatte deutlich gefühlt, daß ihr ganzes Empfinden auf die Wiederkehr seiner Liebe gerichtet war, daß sie nie so tief beglückt wäre wie damals durch ihn, und daß auch Ferdinand Hiller sie nicht so erfüllt hätte, wie Jakob es einst vermochte.

Da war ein froher Mut über sie beide gekommen. Sie sahen nun kein Hindernis mehr, das ihnen im Wege stand, und lachten insgeheim über die Widrigkeiten, die ihnen die Ungunst ihres Geschickes auf dem Eulenhof entgegensezte. Zwar hatte Jakob ihr nicht schreiben dürfen, daß Heinrich so maßlose Forderungen an den Vater stellte; aber sie wußten trotzdem, daß ihnen durch seine Rückkehr neue Feinde bestanden seien, und darin sollte sich die schöne Eintracht ihres Bündnisses nun für immer bewähren.

Über es war doch schwer für Elije, der harten Anstrengung schon gleich am ersten Tag ihrer Ankunft auf dem Eulenhof Herr zu werden. Der Nebenbuhler Jakobs in solcher Nähe! Und gar mit den Waffen heimlicher Rache gegen den Vater gerüstet! Ob sie beide stark genug waren, diesem gefährlichen Gegner zu widerstehen?

— Und nun wollte Jakob sie auch noch allein lassen? Wollte dem anderen das Feld räumen im stolzen Troß des Gerechten und der Zuversicht, daß sie mit eigener Kraft sich behaupten werde?

Zwar glaubte sie einstweilen noch nicht, daß der Vater Jakob gehen ließe. Es würde sich noch ein Ausweg finden, auf dem eine äußerliche Versöhnung der beiden Gegner angebahnt werden könnte. Aber sie hatte sich getäuscht. Keiner schien nachgeben zu wollen, und schon am folgenden Tag hatte sich der Eulenhöfer so weit dazurin gesunden, daß er Elije fragte, wie man sich Jakob gegenüber beim Abschied noch besonders dankbar erweisen könne.

„Soll er denn wirklich fort? Wo er bald an die zwanzig Jahre auf dem Hof ist?“

„Er will doch“, wehrte der Eulenhöfer seinem quälenden Gefühl. „Und den Streit und Zank kann ich nicht länger mehr aushalten. Über die zwanzig Jahr, die soll er mir umsonst auf sich geladen haben. Ich werd' ihm die Liederchen auf'm Brückstück verschreiben, und wenn er da am End mal auf eigene Faust anfangen will, dann las ich ihm auch'n Häuschen drauf bauen.“

Das war allerdings ein unerwarteter Trost für Elije. Nun würde sie doch keine Ferne von ihm trennen, und sicher würde sich so alles viel leichter schlichten lassen, als wenn es auf dem Hof zu neuem Zwist und Zank käme. Sie mühten nur noch diese wenigen Tage Geduld haben, bis die Sorge um den Vater vorüber wäre. Dann wollten sie sich auch ihm offenbaren, und Elije hoffte zuversichtlich, daß er dann gern seine Einwilligung gäbe.

17.

Gegen Mitternacht besiel den Kranken ein heftiger Schüttelfrost, so daß man den Arzt rufen mußte. Es zeigte sich, daß die Wundrose nicht gehemmt, sondern noch weiter fortgeschritten war, und trotz der fiebertillenden Medizin traten bei ihm vorübergehend leichte Delirien auf. Der Arzt bereitete Elije darauf vor, daß jede Stunde eine Verblümmerung bringen könnte und ein gewagter Eingriff dann unumgänglich wäre. Vor allem aber müsse der Kranke jetzt im Bett liegen bleiben, damit der Arm die notwendige Ruhe bekomme.

Eine jähre Angst bestürzte die Eulenhöfleute, und die ganze Nacht brannte Licht in Küche und Stuben. Elije eilte ruhlos durchs Haus, treppauf, treppab; nichts sollte dem Kranken fehlen, und jeden Wunsch suchte sie ihm von den Augen abzulesen.

Jakob bemühte sich zwar, seine Aufregung zu verborgen; aber der Ernst seiner Miene drückte doch deutlich seine heimlichen Bedenken aus. Sogar die immer-frohe Emilie verlor ganz ihre Fassung.

Nur Heinrich stand abseits mit seinem Sinnens und Denken. Was würde nun aus ihm werden, wenn hier etwas Unerwünschtes geschehe? Wenn plötzlich der Tod in das Spiel eingeschriebe, und einen ganz unerwarteten Zug tue? Dagegen mußte er sich wappnen; es erschien ihm als ein Gebot der Selbstbehaltung. Er hatte sich diesen Platz schwer erkämpft, er mußte sich ihn auch für alle Zukunft festigen und sichern.

Am frühen Morgen, als Jakob mit einem Wagen Kartoffeln zum Verladeplatz des Bahnhofs gefahren und die anderen in Hof und Küche beschäftigt waren, schlich er sich die Treppe hinauf und öffnete leise die Tür vom Krankenzimmer.

Der Eulenhöfer lag da mit schlafgemiedenen trüben Augen; aber sie wurden plötzlich weit und unruhig, als Heinrich in die Stube trat.

„Nun, wie ist es heut morgen?“ fragte er.

„'n bisschen besser“, flüsterte der Kranke, „ich hab' nur so'n riesigen Durst.“

„Ei, da trinkt doch“, sagte Heinrich aufmunternd und reichte ihm das Glas Wasser, das auf dem Nachttisch stand.

Während der Eulenhöfer es zitternd an die heißen, trockenen Lippen setzte, fuhr Heinrich fort:

„Die Nacht war's mir nit so einerlei um Euch.“

„Ah, wenn ich auch fort wär!“ machte der Kranke misstrauisch.

„Das wollen wir aber nit hoffen. Was sollt dann mit mir passieren, wenn Ihr mal nit mehr da seid?“

„Ja, das kann ich dir auch nit sagen. Wenn der Knochenmann 'n Strich durch die Partie macht, dann ist ausgespielt.“

„Dann säh ich also auf dem Trockenen?“ fragte Heinrich lauernd.

„Wenn die Elis ihren Sinn nit ändert, kann das alles möglich sein.“

„Aber nit, wenn Ihr 'n Federstrich dagegen macht.“

„Es wird sowieso was gemacht für euch zwei. Für dich und auch für den Jakob. Ihr braucht alle zwei nit barfuß in der Welt zu gehen, wenn was vorkommt. Ich hab' den Notar herbestellt.“

„Es geht mir aber ums Hierbleiben.“

„Das sind dann nur der Elis ihre Sachen.“

Heinrich zog ein Papier aus der Tasche und entfaltete es.

„Wenn Ihr das hier unterschreibt, dann sind es nit mehr der Elis ihre Sachen“, raunte er dem Kranken zu.

„Wenn man was unterschreibt, dann ist einem gewöhnlich 's Fell über die Ohren gezogen.“

Heinrich fuhr betroffen auf und sagte:

„Gut, wenn Ihr meint, ich wär so einer . . .“

Er wollte das Papier wieder einstecken, aber der Eulenhöfer senkte ein.

„Na, dann las mich mal hören.“

Heinrich las mit halblauter, hastiger Stimme:

„Heut ist zwischen den Unterzeichneten folgender Vertrag abgeschlossen worden: Der Heinrich Röster ist auf Lebenszeit oder bis zu einer von ihm ausgehenden Kündigung als erster Knecht auf dem Eulenhof angestellt. Sollte er aber mit dem Lohn, den auch der Zweitknecht erhält, auf die Dauer nicht zufrieden sein, so ist auch der mitunterzeichnete Hermann Eichholz oder sein Rechtsnachfolger befugt, ihn zu entlassen.“

„Seht, Eichholz, da riskiert Ihr nix“, fügte er hinzu.

„Nut mein Kind riskier ich. Und das kann ich bei Gott und meiner Seligkeit nit. Also das Papier, Heinrich“ — er schüttelte eigenständig den Kopf — „das kann ich nie und nimmer unterschreiben.“

„Auch gut“, trumpfte Heinrich auf, „dann kann ich grad so gut das Maul nit mehr halten.“

„Meinetwegen! Wenn du Spaß dadran hast, dann geh hin und sag's der ganzen Welt, was du nit für dich behalten kannst, ich spür ja dann doch nix mehr davon.“

„Dann spür's die Elis“, flüsterte ihm Heinrich arglistig zu, „und spür's der Hof. Das gibt 'n Schand, die puzt kein Gott und Heiliger mehr ab.“

„Der Elis willst du das antun? Der Elis? Die du so gut leiden kannst, wie du sagst? Dann hast du wahrsichtig kein Herz im Leib.“

„Leid tut sie mir sogar. Aber man ist doch kein Hund. 'n Hund könnt Ihr in den Gassendreck werfen, er kommt zurück und leckt Euch den Schuh, der ihm den Tritt verzeigt hat. Aber 'n Hund ist man nit. Ihr treibt mich, ich kann nit anders. Wenn ich zugrund geh, dann sollen es auch die anderen.“

Er wandte sich zur Tür und drückte auf die Klinke. Da entrang sich dem Kranken ein schmerzlicher Atem-

seufzer, und immer noch mit sich selber ringend, segte er zögernd:

„Na, wenn es also nit anders geht, ich unterschreib dir den Wunsch. Leg ihn nur dahin. Und wenn es mein Kind kosten sollt, dann hast du's ja auf'm Gewissen.“

Heinrich schlug einen mildernden Ton an und sagte: „Es wird alles noch mal gut, Eichholz, Ihr seht jetzt nur so schwarz.“

Aber der Eulenhöfer antwortete ihm nicht mehr, sondern ließ sich mit einem verbissenen Stoßen ins Kissen fallen.

Wie ein Dieb schlich Heinrich die Treppe hinab, voll Angst, es könne ihn jemand sehen und seinen Anschlag erraten. Dann wälzte sich, einer ekelnen Masse gleich, die Scham auf sein Empfinden; aber fast trocken sprach es in ihm: Ich muß!

(Fortsetzung folgt.)

## Rikshafahrten.

Von Walter v. Rummel.

Jeder Europäer hat wohl ein eigentümlich benommenes Gefühl empfunden, wenn er sich zum erstenmal in eine Riksha setzte, in einen der leichtgebauten, zweiräderigen Handwagen, die, statt von einem Pferde, stundenlang von einem Menschen im raschen Trabe dahingezogen werden. Das meiste im Leben ist Gewöhnlichkeit. Nach wenigen Tagen betrachtet man auch die Riksha als gottgewolltes, als das selbsterklärlichste Beförderungsmittel der Welt.

Wer nach Osten ausfährt, begegnet der Riksha zuerst auf Ceylon, Ceylon, das altindische Vanta, „die Strahlende“ ist bereits eine recht warme Tropeninsel. Der braune Singhalese, der vor dem Wagen des Weißen trabt, kann es schon hundeheiß bekommen. . . Fahren wir mit dem Schiff ostwärts weiter, so werden wir in Singapore neuerdings in Rikshas verladen. Nur laufen jetzt frische, hübsche Malaienjungen schlank und flink vor dem Wagen. Unweigerlich werden sie dich bei der Ankunft, ob du willst oder nicht — selbst Chevaare entgegen trock lautlos Protestes nur selten diesem Schicksal — in die Malaistreet befördern. Diese von gefälligen Töchtern des Landes, außerdem von Japaninnen und Chinesinnen sowie von Europäerinnen, die zu Hause nur mangelhafte Fortune machen, dicht bevölkert, bietet ein farbiges, immer lebendiges Bild, stellt den Sammel- und Treffpunkt aller landhungrigen Matrosen und Seeleute dar. . . Steigt man in Hongkong aus, so wird man von zwei schwitschenden Kulis gleich einem indischen Fürsten und Granden in einer Sänfte — die Riksha liegt den steilen Berg wieder hinab — den Peak hinaufgeschleift. Denn hier, auf windumstrittener Höhe, stehen erst die Wohnhäuser der Europäer, blendende Villen, auf roten Felsenterrassen erbaut, von weißen Magnolien und Gardenien, von roten Rosen und Oleandern umfriedet. In lichten Windenblumen und dunklen Riesenfarben vorbei unter Kokos- und Betelpalmen vorbei, führt der Servitinnenweg. . . In Javan aber tritt wieder, außer in den Bergen, wo sich die in bunte Seide gehüllten Töchter Nippons von weißgekleideten Dienern gerne die unbequemen Hölzer in der Sänfte hinaustragen lassen, die Riksha in ihre vollen Rechte. Sie ist für den Europäer bei den gewaltigen Entfernungen mancher Großstädte, wie Tokio oder Niota schlechterdings nicht zu entbehren. Aber nicht in der japanischen Stadt, draußen auf dem Lande habe ich mein schönsten Rikshafahrten gemacht. Wälder und Seen, Gärten und Parks. Schmale Fuß-, Feld- und Wiesenwege. Kein Steinlein. Man alaucht, auf besten und weichsten Gummirädern über glatten Asphalt dahinausgleiten, so sanft und ruhig federt und schaukelt der Wagen. Abendstille über den friedlichen Weiten. Ein Schimmer von edelstem Goldbrokat liegt auf dem grünen, immer grünen Lande, dem nun unsichtbare Hände einen Nachtmantel über die Schultern legen einen Mantel, der kunstvoll aus feuchtabalen und dunkelgrauen Farbentonen zusammengeworben wurde. Paulus trabt, trabt der brave Rikshamann, jantzt wie auf leicht bewegter Woge wiegt sich der Wagen. Mondlicht rinnt über Hang und Tal. In der Ferne schmiegt sich eine Hütte, dunkel wie Baumrinde, an den Hügel, sucht Schutz und Hut unter den breiten, phantastischen Armen einer Föhre. Tiefer das Schweigen. Kaum hört du den Atem der schlafenden Erde. Kein Ton soll ihn stören. Wie auf Wollen segeln wir dahin durch die schwache Dünung der Reisfelder, die im Wind flutet und ebbt. Still und lautlos trabt der Rikshamann.

Im Gegensatz zu solch beschaulicher und betrachtssamer Fahrt, wie mit deren viele zugetan wurden, gedenke ich auch einer lebhafteren und lauteren. Sie hat eine Vorgeschichte. Mein Freund, der Schiffsdocttor, wollte, mußte mit mir, als

wir von Singapore aus in Colombo ankamen, dort einen möglichst billigen Tag verleben. Unsere Kassen waren geschrägt. Auch sonst waren wir moralisch klein und gedrückt. Denn kurz vorher waren wir zusammen von Singapore weg im Sultanat Ochobor gewesen, wo nach altbewährtem europäischem Muster auch der asiatische Fürst eine Spielbank ins Leben gerufen hat. Damit will er nicht nur die Spieltratten des Ostens, die ihm hierfür gerade recht erscheinenden Chinesen gründlich ausplündern, er möchte auch sonstigen, unvorsichtigen Wandersleuten — ob sie von Europa oder den United States kommen, ist ihm gleich — in seiner Geldfalle ihre Pfunde, Dollar und sonstigen guten Währungen abnehmen. In ganz anderer Absicht waren der Doktor und ich nach Ochobor gekommen. Wir gedachten im Gegenteil, unserer eigenen drückenden Armut mit den Schätzen des Sultans aufzuhelfen. Träume! Trotz unserer Gelegenheit mussten auch wir dem hohen Herrn den schuldigen Tribut bezahlen und zogen nach einem schwülen, arbeitschweren Tag des Abends wieder enttäuscht aus dem Sultanate ab, diesem Wohlfahrt, Glück und Gedeihen wünschend. Billiger Tag! Man wird verstehen, daß die Lösung nicht anders laufen konnte. Richtig gelang es auch, den Vormittag ohne Frühstück und daran sich anschließendes Zechen im Stadtmuseum zuverbringend und kostengünstig totzuschlagen. Dann nahmen wir zwei Rikshas, machten eine Rundfahrt durch die Stadt und ließen uns hierauf nach dem alten Landen ein gut Stück von der Bannmeile liegenden Mount Lavinia Hotel bringen. Dicht nebeneinander trotteten unsere zwei braune Rikshaleute dahin, trotz glühender Hitze und dichtesten Staubes sich wohlgemut allerhand lustige Geschichten erzählend. Singhalesenkinder stürzten aus den Hütten unter den Palmen. „Pappa, Pappa“, riefen sie uns an und hoben bettelnd die Hände. „Ich bin ein ganz armes Mädchen“ wußte eines zu berichten und versicherte, eben von der Mutter wegelaufen, daß es weder Papa noch Mama habe. Ein größeres umschmeichelte den Doktor: „Sie sind ein sehr schöner Mann!“ und machte ihm große Augen. So ging es weiter und in zwanzig Minuten hatten wir an diesem unserem billigen Tag unser gesamtes Kleingeld verausgabt.

Mount Lavinia. Bad in der See, Rast unter den Palmen. Dann Mittagessen im Hotel. Unsere zwei Rikshaleute erbitten eine Beibild zur Selbstbefriedigung. Zu Tee und Reis. „Teuer“, meint der Doktor, als er ihre Forderung hört, „teuer hierzulande der Tee und der Reis!“ Nach zwei Stunden erwies sich auch, daß unser eigenes Mittagessen, bei dem wir allerdings etwas geschlemmt hatten, ebenfalls nicht gerade billig war. Es erwies sich des Weiteren bei der Heimfahrt sehr bald, daß unsere milde, den Rikshaleuten verabreichte Gabe am unrichtigen Platz gewesen war. Sie hatten unser gutes Geschick in Alkohol umgesetzt, waren völlig besoffen. Es wurde keine angenehme Fahrt. Bald ließen sie den Wagen so sehr rückwärts überhängen, daß wir kopfüber fast hintenaus gingen, bald wurde die Deichsel so vorwärts niedergedrückt, daß man vorn heraus ins Rutschen kam. Bald ödeste Schritt, bald ein heftiges Wettrennen unter lautem Gebrüll. Anhalten bei allen ihren uns begegnenden Bekannten, besonders bei den weiblichen. Nach einem kleinen Plausche wieder weiter. Bei jedem Brunnen wird gerastet und gierig Wasser getrunken. Auch will man neuerdings Geld haben, um wieder Tee und Reis zu kaufen. Als dies verweigert wird, kommen die beiden auf eine andere Art der Unterhaltung. Auf Samtpolstern trafen sie an einen friedlichen, ihnen den Rücken lebenden Fußgänger heran, um, dicht aufgepreßt, plötzlich unisono einen lauten, heißen gellenden Warnungsruf ausszustoßen. Der arme, fassungslose Fußgänger ist vor Schrecken fast immer halb gelähmt. Wenn er aber wider Erwarten die Kraft und Geistesgegenwart besitzt, einen entsetzten Seitensprung zu machen, so wissen es die beiden Gauner doch noch immer so einzurichten, daß er mit der Deichsel einen unsanften Stoß in die Weichen abbekommt. Wagen und Automobilen wird grundsätzlich nicht ausgewichen; fast kommen wir einige Male unter die Räder. Sobald und brüllend ziehen die Kumpane in die Stadt ein. Erstaunt und lächelnd besteht man uns. Am Ausgangspunkt wieder angelangt, verlangen die Herren Singhalesen in ihrer Bescheidenheit eine gewaltige Summe, die wir wohl vor Ochobor, heute aber nicht mehr besitzen. Und ein nettes Sümmchen fordert ein brauner Freund von ihnen, den sie eben kurz vor dem Finisch aus lauter Liebe gänzlich über den Haufen gerannt haben; von Stoß und Sturz will er schweren Leibeschaden genommen haben. Ein eingeborener Polizist schlägt sich dazu, wohl ebenfalls ein guter Bekannter des dreiblättrigen Kleeblattes. Denn er gibt ihnen in allen Punkten recht. Wir ziehen vor das Polizeigebäude. Es hilft nicht viel. Wir treten ein. Nun ändert sich plötzlich die Sachlage. Der Polizist verschwindet in einem langen Gang auf Zimmerwiedersehen, der Umgerammte

verläßt plötzlich das Haus und bleibt ebenfalls verschwunden. Unsere beiden Rikshaleute lassen auf einmal vernünftig mit sich reden, geben nach, begnügen sich mit Tarif und einem für Tee und Reis weiterhin zugelassenen Trinkgeld.

Rikshafahrten! Viele Hunderte habe ich gemacht. Die von Colombo ist die einzige gewesen, die etwas aus der Art schlug. Allen meinen Rikshaleuten möchte ich daher dankbar in ihr Dienstbuch schreiben, daß sie immer treu und fleißig, ausdauernd, bedürfnislos und vergnügt gewesen sind. Gut und schön stehen alle meine Fahrten und schließlich auch die von Mount Lavinia in meiner Erinnerung.

## Hilfe! Ich suche einen Laubfrosch!

Von Peter Paul.

„Einen Laubfrosch! Papi, einen Laubfrosch, einen richtig, ganz aus Grün, der ordentlich quatt und Fliegen fängt und immer die Leiter rauß und runter holt, — sonst nichts.“ — mit diesem lebenshungrigen Wunsch meiner fünfjährigen, eilte ich voll beschwingter Hoffnung und mit einem untrübsamen Gemüt in ein Warenhaus. Denn, faktulierte ich nur, in einem Warenhaus, gibt es alles was ein menschliches Herz begeht, also auch Frösche.

Sehr selbstbewußt frug ich eine nette blonde Verkäuferin, deren sympathisches Wesen mich stark anzog: „In welcher Abteilung bitte, bekomme ich einen Laubfrosch?“ Und prompt kam es zurück: „Souterrain, mein Herr!“ und ich lauschte ins Souterrain. Da standen Autos, große, kleine, schwarze, blaue, grüne, und etwas unsicher fragte ich den eleganten, aristokratischen Herrn, der mich empfängt: „Verzeihen! Ich such einen Laubfrosch, wo gibt es hier so was?“ Der Aristokrat verzog seine glatt rosatierte Oberlippe zu einem herablassenden Lächeln und schnarrte: „Bitte! Ja! Die sind jetzt sehr beliebt die kleinen 4 PS. „Laubfrösche“, bitte, influentielle Bierradbremse, bitte wollen Sie sehen.“ „Bitte, Nein!“ würgte ich und war mit einem Satz draußen.

Auf dem P-Platz, stürzte ich mich aufgeregt, Lustkunst heischend, einem Grünen in die Arme: „Herr Wachtmeister, können Sie mir vielleicht sagen, wo ich einen Laubfrosch bekommen kann?“ da ich mich von einem Kriminalistenblick durchbohrt fühlte, fügte ich hastig hinzu: „— ich meine nämlich, ob Sie mir sagen können, wo in der Nähe eine Tierhandlung ist, — ich brauche nämlich einen Laubfrosch, — ohne Bierradbremse.“ Worauf sich das Gesicht des Beamten aufhellte (denn er glaubte er hätte einen Witz gemacht) und er mir bereitwillig Lustkunst erteilte. „Erst jehn Se man rechts, denn links rum, denn nochmals links und denn sind Se gleich da. . . .“

So fix ging das nun nicht, aber mit Hilfe einiger an den Stromkreuzungen müllernder Sipos, kam ich nach einer Stunde an die zoologische Handlung. — „Kann ich einen grünen Laubfrosch haben?“ frug ich die Madame, die wie eine Tierbändigerin zwischen ihren kreischenden, drustenden, heulen, quietschenden und piepsenden Lieblingen stand. „Ne, — so wat führen ma nich.“ war die niederschmetternde Antwort. „Aba nehm' Se doch einen Pavajei mit, for ihre Jattin,“ — und zu dem sich sträubenden und mit den Flügeln schlagnenden Federviech sich wendend, schmeichelte sie: „Na Lore, Sing mal dem Herrn vor: „Ich hab' mein Herz int Heidelberg valoren,“ — worauf eine fröhliche Stimme antwortete: „Mensch das uff, id dreb' dir noch die Tülle um!“ — Woran ich entsetzt türmte.

In einer Weißbierstube spülte ich meinen Schred hinunter und suchte im Adressbuch nach zoologischen Handlungen. Einige Dutzend Firmen aus Berlin R. S. O. W. notierte ich, bestieg ein Auto und begab mich auf die Frischjuche. . . . Alles gibt es in Berlin: Affen, Paradiesvögel, Kalabus, Eidechsen, Schlangen und weiße Mäuse, nur ausgerechnet keine — Frösche! — „Momentan nicht am Lager. — Wir bekommen in den nächsten Tagen wieder eine neue Sendung bereit. — Nehmen Sie doch dafür —“ Nein ich nahm nichts und hielt treu und unerschütterlich an meinem Frisch. — Nach vierstündigem Suchen, ich war am Ende meiner Kräfte, entdeckte ich den Heilerchein in einem kleinen Glasfaß, am Fuße einer kleinen Leiter hockend. — Ich stieß einen Freudenjubel aus, wer aber erriet meinen Schreden, als mir die Madame verklärte: „Det is leen richter, — det is man blos einer Attrappe, der Vorrichte is an einem Brumma daunglicht, — aba nehm' Se man rubich —“ Mit dem gläsernen Frischvalast sog ich ab, immer noch in der Hoffnung den dazugehörigen Fröschenkönig zu finden.

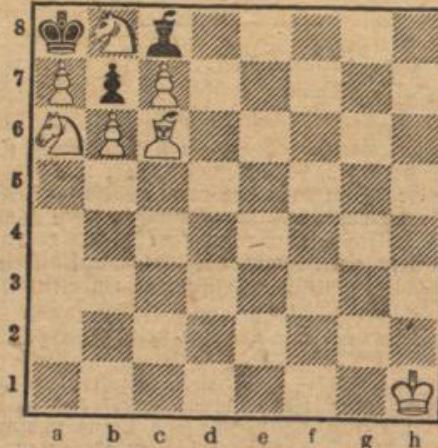
Meine Hoffnung blieb unerfüllt, und so wankte ich endlich mit dem gläsernen Sarg unterm Arm, nach Hause: Es gibt keine Frösche mehr! — Wie sage ich es meinem Kinde?!

# Spiele und Rätsel

## Schach

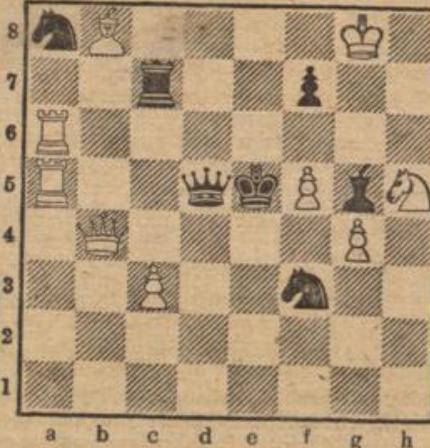
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 24. Dreizüger von Sam. Loyd.



Weiß: Kh1, Lc6, Sa6, b8, Ba7, b6, c7.  
Schwarz: Ka8, Lc8, Bb7.

Nr. 25. Zweizüger von G. C. Alvey.



Weiß: Kg8, Db4, Ta5, a6, Lb8, Sh5, Bc3, f5, g4.  
Schwarz: Ke6, Dd5, Tc7, Sa8, f3, Lg5, Bf7.

Der eiserne Käfig. Autor unbekannt.

Weiß: Kg1, Dd6, Td5, f6, Se8, f7, Lh3, Ba7, e2, f2.  
Schwarz: Ke4, La2, Sd3, Bc4, c5, d7, e3, f4, g4, g6, g7.

Weiß gibt matt nach Aufopferung sämtlicher Steine mit einer einzigen Ausnahme.

### Partie Nr. 382. Cunningham-Gambit.

Weiß: v. d. Lasa, Schwarz: v. Jänisch.

1. e4—e5, 2. f4—e×f4, 3. Sf3—Le7, 4. Lc4—Lh4+, 5. g3—f×g3, 6. 0—0—g×h2+, 7. Kh1—Lf6, 8. Se5. Diese Fortsetzung ist stärker als e6, 8. ... L×e5. Besser ist d5. 9. Dh5—De7 am besten, 10. T×f7—Dc5, 11. Tf8+. Am besten 11. ... Ke7, 12. d4. Hierdurch wird nicht nur das Matt durch Dg1 verhindert, sondern auch dem Le1 Ausgang verschafft. 12. ... D×c4 unrichtig. Hier mußte D×d4 geschehen. 13. De8+—Kd6, 14. D×e5+—Kc6, 15. Sa3—d6, 16. d5+—Kc5, 17. Le3+—Kb4, 18. c3+—Ka4, 19. b3+—Ka3. Auf Ka5 gewinnt S×c4+. 20. Lc1#.

Der bekannte Großmeister und Schach-Schriftsteller J. Mieses hat im Schachverlag von Hans Hedwigs Nachf., Leipzig, eine kritische Zusammenstellung der wichtigsten Varianten der französischen Partie nach der heutigen Theorie und Praxis erscheinen lassen. Da diese Eröffnung augen-

blicklich bei den Meister-Partien vielfach in Anwendung kommt, wird das Büchlein manchen Freund finden, um so mehr als die letzte deutsche Abhandlung von Albert von der Heyde aus dem vorigen Jahrhundert stammt, demnach vollständig veraltet ist.

Woher die Bezeichnung Bauer stammt. Im Mittelalter, wo man noch nicht durch Dampf, Elektrizität und Radio in Atem gehalten wurde, fand man Muse genug, sich mit Symbolik zu befassen. Es ist daher begreiflich, daß die Schachfiguren zum Allegorisieren ein beliebtes Objekt abgaben, zumal ihre Formen und Bezeichnungen in Europa fremd anmuteten, da sie erst vor kurzem aus Persien herübergekommen waren. Die heutigen Königinnen hießen damals Wesire, die Läufer stellten in der Symbolik Richter, die Springer Ritter dar. Der Rokh, in der persischen Sprache ein fahrender Ritter, hat sich allmählich in unsrer Turm verwandelt. Diese Figuren repräsentierten die vornehmen Stände, während die acht Fußgänger die Vertreter der damaligen niederen Stände waren. Der erste Fußgänger links auf Feld a2 vertrat den Ribald — den Gauner; der zweite den Stadtspfleger — den Torwächter; der dritte den Leutgeber — den Wirt; der vierte den Arzt — den Arzt; der fünfte den Schreiber — den Schreiber; der sechste den Kaufmann — den Kaufmann; der siebente den Smid — den Schmied und der achte den Ackner — den Bauern. Von diesem Bauern auf dem Feld h2 stammt der jetzt allgemein übliche Ausdruck für alle acht Fußgänger a6. An obigem anschließend seien noch die beiden folgenden Zeilen erwähnt, die Jbn el Habarye um das Jahr 504 verfaßte:

Wenn auf dem Schachbrett Bauern zu Wesire werden,  
So sind dafür Wesire Bauern oft auf Erden.

Lösungen: Nr. 13. 1. Ta5—L×a5, 2. g7; 1. ... L×c5, 2. T×f5; 1. ... ≈, 2. De7+. Nr. 14. 1. Le2—Kc6, 2. Lc4; 1. ... L×b7, 2. Db3+; 1. ... Sd7, 2. Dc4+; 1. ... ≈, 2. Lb5, 2. Kc6. Eiserner Käfig. 1. f3+, 2. d3+, 3. Lf5+, 4. Td4+, 5. Te6+, 6. Sf6+, 7. a8D+, 8. D×d5+, 9. De5+, 10. Sd6#.

## Rätsel

### Magisches Quadrat.

E	E	H	I
I	M	M	N
O	O	O	O
P	P	P	T

Prachtenfaltung,  
Staat in Nordamerika,  
unterirdische Erzgrube,  
andere Bezeichnung für Dichter.

### Kapselrätsel.

Burg, Haus, Land, Band, Rat, Schlag, Schloß,  
Stein, Tor, Tür, Vogt, Wart, Weg, Zeug.

Aus vorstehenden 14 einsilbigen Wörtern sind 14 zweisilbige zu bilden und zwar so, daß immer die Endsilbe des einen Wortes die Anfangssilbe des folgenden bildet.

### Rätsel.

Das Ganze gaukelt um dich her  
Auf sonniger Blütenpracht.  
Nimm ihm den Kopf, alsbald dir naht  
Von fern des Lebens Nacht.  
Nimm ihm den Fuß und sieh im Glas,  
Was Sorgen dir gebracht.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätselloösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

### Auflösung der Rätsel in Nr. 271.

Kreuzrätsel: Erle, Erbe, Erna, Lena, Elle, Elbe, Else, Nabe, Nase. — Besuchskartenrätsel: Criminallykommissar. — Kopfwechselrätsel: Rose, Acker, Duse, Engel, Meise, Adam, Ceder, Hase, Eller, Regen, Rademacher.

Richtige Lösungen sandten ein: Liesel u. Emely Dorman, Holzfaust, E. u. M. Fuchs, Miss Gilbert, Hon. Kämpfer, Hermann Klapitz, Tu. Krieger, Ernst Mayer, Jakob Rausch, Kurt Stern, sämtlich aus Wiesbaden; Albu Oe's aus Erbach; Otto Prackel aus Hahn i. Taunus; Ertiard aus Mainz; Babette Wagner aus Gonsenheim.